

IMAGINATION
UND
INVENTION

GILBERT SIMONDON

IMAGINATION UND INVENTION

Aus dem Französischen und mit einer
Einführung von Emmanuel Alloa



Matthes & Seitz Berlin

Inhalt

Simondons findige Bilder

Emmanuel Alloa 7

IMAGINATION UND INVENTION

Gilbert Simondon

Vorbemerkung 29

Einleitung 35

A. Das Bild als vermittelnde Wirklichkeit zwischen Objekt und Subjekt, Konkretion und Abstraktion, Vergangenheit und Zukunft 35 |

B. Hypothese der genetischen Dynamik des Bildes: Phasen und Ebenen 50 | C. Anwendungsfelder für den Begriff des genetischen

Bildzyklus: das Bild jenseits des Individuums 57

ERSTER TEIL

Der motorische Inhalt der Bilder. Das Bild vor der Objekterfahrung 67

A. Biologische Tatsachen: Die Motorik geht der Sensorik voraus 67 |

B. Die Bilder im Zustand der Erwartung und der Antizipation 84 |

C. Anschauung als reines apriorisches Bild. Anschauung als Prinzip reflexiver Erkenntnis 104

ZWEITER TEIL

Kognitiver Inhalt der Bilder. Bild und Wahrnehmung 113

A. Biologische Grundlagen der Wahrnehmungsfunktionen 113 |

B. Die Rolle des intra-perzeptiven Bildes bei der Informationsbeschaffung 128 | C. Das intra-perzeptive Bild in der Gestaltwahrnehmung. Geometrische Bilder 138

DRITTER TEIL

Der affektiv-emotionale Inhalt der Bilder.

Das aposteriorische Bild bzw. das Symbol 155

A. Die Ebene elementarer Konditionierungen: Prägung und sensible Phasen 155 | B. Die Ebene der psychischen Prozesse: das geistige Bild – das Symbol 166 | C. Das Imaginäre als organisierte Welt. *Voultz* und Symbol-Objekte 198

VIERTER TEIL

Invention 217

A. Elementare Invention. Die Rolle der freien Tätigkeit in der Entdeckung der Vermittlungen 217 | B. Zeichen und symbolbezogene Inventionen 235 | C. Die Invention als Erzeugung eines Artefakts oder Werks 248

Schluss 277

Zusammenfassung 277

Tragweite des vorgestellten Entwurfs 279

Anmerkungen 287

Zum vorliegenden Text 295

Bibliografie 297

Simondons findige Bilder

Emmanuel Alloa

Einige werde posthum geboren. Auf keinen Philosophen des 20. Jahrhunderts passt Nietzsches berühmter Ausspruch treffender als auf Gilbert Simondon. Die regelrechte Faszinationskraft, die sein Denken in den vergangenen zwei Jahrzehnten in Frankreich, Italien, dem Vereinigten Königreich, den USA, Ostasien und überhaupt weltweit entfaltet, sucht seinesgleichen und zeugt umgekehrt von der eigentümlichen Marginalisierung, unter der er zeitlebens litt. Dabei war Simondon in der französischen Universitätslandschaft kein Unbekannter: Schon früh, nämlich 1963, war er an die Sorbonne berufen worden, wo er über viele Jahre hinweg Vorlesungen zur Philosophie der Psychologie hielt. Die meiste Zeit verbrachte er allerdings in seinem am Psychologie-Institut der Rue Serpente eigens eingerichteten Experimentallabor. Hinter der Zimmertür 208 – so beschreiben es Zeitzeugen – türmten sich Transistoren, Sprungfedern, Elektronenröhren, Schaltkreise, Elektromotoren und allerhand für die mit der Erforschung der Psyche befassten Kollegen befremdliches Gerät. Aus besagter Gerätekammer kam Simondon, im wörtlichen wie im übertragenen Sinne, lange nicht heraus.

In der Industriestadt Saint-Etienne war Simondon in einem Familienumfeld aufgewachsen, das jede Menge Ingenieure zählte. Während seiner Zeit als Gymnasiallehrer am Lycée Descartes in Tours, wo er Griechisch, Latein und Philosophie unterrichtete, eröffnete er bereits 1953 im Kellergeschoss des Gymnasiums eine Werkstatt für Elektrotechnik, in der er mit den Schülern unter anderem einen funktionsfähigen Röhrenfernseher baute. Einige Berühmtheit erlangte sein 1958 veröffentlichtes Buch *Die Existenzweise technischer Objekte*,¹ was ihm in der öffentlichen Wahrnehmung jedoch

den Ruf einbrachte, allenfalls ein Nischentheoretiker für Maschinenbauer und Ingenieure zu sein. Dabei war dieser technikphilosophische Entwurf faktisch nur ein Anhang zu Simondons groß angelegter Theorie der Individuierung (*L'individu à la lumière de la notion de forme et d'information*, kurz ILFI), die er im selben Jahr bei Jean Hyppolite und Georges Canguilhem als Dissertation eingereicht hatte. Die Erfindung und Herausbildung bestimmter technischer Apparaturen stellt dabei aus Simondons Sicht lediglich einen Einzelfall in einer Gesamtgeschichte ontogenetischer und phylogenetischer Entwicklungsprozesse dar, welche die Unterscheidung in menschliche und nichtmenschliche, organische und anorganische Individualität unterwandert. Der radikale metaphysische Hintergrund von *Die Existenzweise technischer Objekte* blieb vielen Leser*innen verborgen, und auch die 1964 erfolgte Teilveröffentlichung der Dissertation unter dem Titel *L'individu et sa genèse physico-biologique* änderte daran recht wenig. In intellektuellen Kreisen wurde – bis auf eine lobende Rezension von Gilles Deleuze – von dem Buch kaum Notiz genommen. Zu abständig hatte Simondons Beschäftigung mit dem Thema der Individualität wohl angemutet inmitten jener bewegten Zeiten streitbarer Theoriebildung, in denen sich Phänomenologie, Marxismus, Psychoanalyse und (Post-)Strukturalismus gegenseitig den Rang abliefen. Auf dem Paviansfelsen der Pariser Intelligenzija besetzen in den 1960er- und 70er-Jahren eindeutig andere den Platz. Als Gilbert Simondon, der aus gesundheitlichen Gründen seine Lehre bereits frühzeitig eingestellt hatte, schließlich im Februar 1989 verstarb, war er weitgehend in Vergessenheit geraten.

Einige werden posthum geboren. Auf das Todesjahr genau ist der Anfang der wahrhaftigen Entdeckung Simondons zu datieren. 1989 erscheint endlich *L'individuation psychique et collective*, der gesellschaftstheoretische Teil der Dissertation, und 1995 schließlich das vollständige, um zahlreiche Zusatzmaterialien erweiterte Manuskript, das erstmals den gewaltigen theoretischen Gesamtanspruch der simondonschen Individuationslehre erkennen lässt.² Nichts Geringeres wird darin anvisiert als eine Theorie allgemeiner Ontogenese, die in der Lage sein soll, Entstehungsprozesse jeder Art zu

erklären, von der Herausbildung von Kristallen bis zu hochgradig ausdifferenzierten sozialen Gefügen spätmoderner Gesellschaften. Seit Alfred North Whitehead hatte niemand mehr eine Prozessphilosophie derartigen Anspruchs gewagt. Zeitgleich zur Entdeckung von Simondons methodischem Grundlagenwerk setzt allmählich die Veröffentlichung von allerhand Nachlassmaterialien und Vorlesungsskripten ein. Das schiere Ausmaß der Forschungsgebiete, mit denen sich Simondon ausgiebiger befasst hatte, ist schwindelerregend. Geschichte der Mathematik, Geologie, altgriechische Lyrik, Verhaltensbiologie, Entwicklungspsychologie, Thermodynamik, vergleichende Symbolforschung, Architekturgeschichte, Quantentheorie, Kybernetik – in seiner Interessensvielfalt glich Simondon einem gleichsam ins 20. Jahrhundert versetzten Universalgelehrten wie Gottfried Wilhelm Leibniz.

Simondons dynamische Bildtheorie

Während die verspätete Rezeption nun nach und nach diesen Theorie-Schatz hebt und eine rege Sekundärliteratur die unzähligen Anknüpfungspunkte beispielsweise für die Naturphilosophie, aber auch für die Medien- und Technikforschung, die Kulturwissenschaft und die politische Theorie bescheinigt, ist Simondons Betätigung auf einem Gebiet bislang noch nicht hinreichend gewürdigt worden: der Bildtheorie. Derlei Vernachlässigung mag auch der Tatsache geschuldet sein, dass Simondons Überlegungen zur Bildlichkeit an ganz unerwarteter Stelle auftauchen. Seit 1963 waren ihm, wie bereits erwähnt, die Psychologie-Vorlesungen an der Sorbonne anvertraut. (Psychologie war zu diesem Zeitpunkt noch eines der vier Fächer in dem disziplinären Kleeblatt, das für das Fach Philosophie während des Grundstudiums zu belegen war). Im Jahr 1964–65 bot Simondon Vorlesungen respektive zum Thema der Wahrnehmung und des Instinkts an, im Jahr 1966–67 dann eine *Einführung in die moderne Psychologie*, mit einem ersten Teil über das Thema der Empfindsamkeit und einem zweiten Teil über Empfindsamkeit und Wahrnehmung.³ So inspirierend diese Vorlesungen im Einzelnen sein mögen: Die Zu-

geständnisse an das Format machen sich bemerkbar, und die Skripte lesen sich über weite Strecken als das, was sie sind, ein Überblick über ein Feld der theoretischen Psychologie. Umso überraschender daher, dass man in diesen Jahren – nämlich in der 1965–66 gehaltenen, hier erstmals in deutscher Übersetzung vorliegenden Vorlesung *Imagination und Invention* – plötzlich einen stark abweichenden Gedankengang findet. Warum Simondon hier ein ganz eigenwilliges Experiment versuchte und schon im Folgejahr wieder zu klassischeren psychologischen Themen zurückkehrte, darüber lässt sich nur spekulieren. Es darf gemutmaßt werden, dass sich der Autor im Zuge der 1964 erfolgten Veröffentlichung von *L'Individu et sa genèse physico-biologique* veranlasst sah, die Anwendungsmöglichkeit seiner Theorie der Ontogenese auf andere und neue Phänomene unter Beweis zu stellen. Jedenfalls nutzte Simondon den Rahmen der Einführung in die Psychologie, um seine eigene, grundständig neue Theorie dynamischer Bildgenese zu entfalten.

Eines sei dabei gleich vorweggeschickt: Eine allgemeine Theorie der Bildlichkeit wird man bei Gilbert Simondon vergeblich suchen. Von materiellen, sogenannten äußeren und damit eigenständigen Bildern ist bei ihm kaum je die Rede. Innerhalb des weitläufigen Reichs der Bilder stellt Simondon den Fokus auf einen klar abgesteckten Bezirk ein: Nur den vergleichsweise unselbstständigen Bildern, solchen Bildern also, die sich im Subjekt selbst entwickeln – den »geistigen Bildern« –, galt seine Aufmerksamkeit. Diese Bilder, denen das lebende Subjekt als organischer Träger und als Milieu dient, sind unselbstständig, zeichnen sich jedoch zugleich – darauf wird gleich eingangs Nachdruck gelegt – durch eine hochgradige Eigenständigkeit aus. Sie besitzen gleichsam ein »Eigenleben«, das dem eigenen Wirt gegenüber mitunter übergriffig wird beziehungsweise immer schon über dessen Grenzen hinausweist. Simondon spricht denn auch von Bildern als »sekundären Organismen, die sich im denkenden Wesen zu Wort melden: Ob als Parasit oder als Adlatus stellen sie so etwas wie sekundäre Monaden dar, die das Subjekt in regelmäßigen Abständen heimsuchen, es wenig später aber auch wieder im Stich lassen« (S. 37). Sekundäre Monaden, sekundäre Organismen – in derartigen Umschreibungen kommt die bemerkenswerte Eigenständigkeit

zum Ausdruck, die Simondon den sogenannten inneren Bildern trotz ihrer selbstverständlichen Rückbindung an ein Träger-Subjekt zugestanden wissen will.

Obwohl Bilder eine wichtige Erkenntnisfunktion übernehmen, fehlt ihnen dennoch die »Transparenz des Begriffs«. Bei aller Anschaulichkeit eignet ihnen stets eine gewisse Undurchsichtigkeit, ihr Treiben fügt sich nie umstandslos den geplanten Absichten, sodass sie im Hausrat des Geistes so etwas darstellen wie »Fremdlinge in einem sonst wohl organisierten Staat« (S. 37). Sie mögen außerordentlich prägnant und einleuchtend sein: Ihre nie ganz auszumerzende Opazität schulden die Bilder einer konstitutiven Rastlosigkeit. Als Zwitterwesen, die zwischen Begriff und Wahrnehmung angesiedelt sind, spielen sie im Bewegungszentrum eine wichtige Rolle, weil sie Reaktionen veranlassen, Neigungen verstärken oder Wunschvorstellungen in Gang setzen. Simondons Bildtheorie ist nicht zuletzt hierin so originell, dass Formprobleme bei ihm stets an Kraftfragen geknüpft sind und morphologische Gesichtspunkte mit dynamologischen gepaart werden. Der Gegensatz von Form (*forme*) und Kraft (*force*), an dem sich im 20. Jahrhundert so viele Geister scheiden, stellt sich aus Simondons Perspektive gar nicht erst. »Das Bild ist keine kraftlose, wirkungslose und folgenlose Wirklichkeit« (S. 38), womit auch gegen die seit dem 18. Jahrhundert so einflussreiche, rein repräsentationalistische Auffassung des Bildes argumentiert wird. Das Bild verdoppelt die Wirklichkeit keinesfalls als Projektionsbild, das sich gleichsam in der mentalen Camera obscura an die Innenwand des Geistes malt, sondern begleitet vielmehr schon die basalsten motorischen Leistungen des Organismus. Wer die Bilder von ihrer nachbildenden Funktion her begreift, als mimetische Kopien einer festgestellten und feststellbaren Wirklichkeit, setzt dementsprechend zu spät ein: Bilder haben zuallererst eine vorbildende, präfigurierende Kraft, wie Simondon mit Blick auf die Verhaltensbiologie zeigt, etwa wenn beim Jungtier mithilfe endogener Schemata die ersten Leerlaufbewegungen ausgelöst werden.

Bilder als virtuelle Vorwegnahmen

Die These des »antizipatorischen« Vor-Bilds, der in der Vorlesung viel Platz eingeräumt wird, ist gleich in mehrfacher Hinsicht aufschlussreich – einerseits für die bildtheoretische Debatte, weil Simondon dazu einlädt, Bildprozesse diesseits komplexer und absichtsvoll gestalteter Artefakte bereits auf den ersten Stufen organischen Lebens anzusiedeln, ohne darin eine *differentia specifica* der menschlichen Subjektivität ausmachen zu wollen. Andererseits für Simondons eigene dynamische Ontologie, da sich in der Vorlesung konkrete Antworten auf Fragen finden, die in der Dissertation (ILFI) ungelöst geblieben sind. Der Grundsatz von Simondons relationaler Theorie lautet, dass es Individualität per se nicht gibt, sondern Individualität allenfalls eine Momentaufnahme in einem fortwährenden Individuierungsprozess darstellt, der wiederum im Austausch mit der jeweiligen Umwelt (dem sogenannten »assozierten Milieu«) geschieht. Individualität ist daher weder auf eine substanzielle Wesenhaftigkeit zurückzuführen, die lediglich auf ihre Ausfaltung wartet, noch auf eine reine Fremdbestimmung durch das biologische oder soziale Außengefüge, das dem Individuum eine Form aufzwingt. In einer relationalen Ontologie geht die Beziehung den beiden Polen voraus, denen jeweils kein Primat zugeschlagen werden kann.

Weist Simondon in ILFI damit sowohl eine teleologische Naturlehre zurück als auch Modelle einer sozialen Konditionierung durch das Milieu, liefert die Dissertation auf folgende Situation allerdings keine befriedigende Antwort: Wie kommt es, dass das Individuum bereits in frühen Entwicklungsstadien über bestimmte Fähigkeiten verfügt, die erst viel später relevant werden, und in der Lage ist, auf Herausforderungen durch die Umwelt zu reagieren, die sich zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht stellen? Welche Antwort Ernst Haeckels Biogenetik Mitte des 19. Jahrhunderts darauf lieferte, ist bekannt: Das Einzelwesen rekapituliert in seiner Entwicklung die Stufen, welche die eigene Art in ihrer Entwicklung durchlief, oder anders ausgedrückt: Die Ontogenese wiederholt die Phylogenese. Simondon gibt sich mit dieser spekulativen Erklärung nicht zufrieden, und in *Imagination und Invention* kommt mit der Kategorie des Antizipa-

tionsbildes ein neues Deutungsmuster hinzu. Unter Rückgriff auf die Untersuchungen bestimmter Embryologen und Verhaltensforscher (speziell George E. Coghill, Leonard Carmichael und Adriaan Kortlandt) kommt Simondon zum Ergebnis, dass der Organismus in der Lage sein muss, Probleme zu visualisieren, die sich noch nicht stellen, um im entscheidenden und unter Umständen lebensnotwendigen Augenblick in der Lage zu sein, angemessen reagieren zu können. »Schon der noch heranreifende Organismus ist bereits im Besitz eines Know-hows, das nur dann nachvollziehbar ist, wenn das Problem der Objektsuche als gelöst gelten kann« (S. 76). In Abwesenheit des Zielobjekts muss ein Ersatzbild erhalten, an dem sich der Organismus übt und seine eigenen Fertigkeiten entwickelt. Nur so sind Kortlandts Beobachtungen zu erklären, denen zufolge junge Kormorane, lange bevor sie überhaupt in der Lage sind, mit ihrem Schnabel nach Zweigen zu schnappen, geschweige denn sie zu transportieren, bereits über die motorische Fertigkeit verfügen, dünne Halme nestförmig ineinanderzuflechten.

Bildliche Schemata haben daher nicht nur eine synthetische Funktion, um zwischen Spontaneität und Rezeptivität nachträglich zu vermitteln, sondern dienen unter Umständen sogar als Auslöser spontaner Handlungen (den sogenannten »Leerlaufbewegungen«). Ausgehend vom Begriff des biologischen *Imprintings*, das immer schon unter sozialen Bedingungen geformt wird – Konrad Lorenz konnte dies mit seinen Graugänsen eindrucksvoll belegen –, geht es Simondon um die Idee, dass in derartigen Präge-Bildern zukünftige Verhaltensweisen virtuell vorweggenommen werden. In *Imagination und Invention* (S. 52) wird eine Einsicht bekräftigt, die im vorhergehenden Jahr bereits in der Vorlesung *Über die Wahrnehmung* zur Sprache kam: In entwicklungsphysiologischer Perspektive geht die Motorik der Sensorik voraus; es gibt einfachere Lebensformen, die über keine Wahrnehmungsorgane verfügen, aber keine, die nicht zumindest ein minimales Bewegungsspektrum aufweisen (selbst bei primitiven Einzellern und Mesozoen sind Regungen feststellbar, die auf keinen erkennbaren Umweltreiz zurückzuführen sind, etwa bei Hydren, die rhythmisch oszillieren, oder Amöben, die Pseudopodien auswerfen). Folgt man Simondon, so übernehmen Bilder im Lebe-

wesen gleichsam diejenige Rolle, die in der Kristallografie dem Fremdkörper in der metastabilen Salzlösung zukommt: Sie setzen einen Neuorientierungsprozess in Gang, der im Nachhinein zu Unrecht als individuelle und spontane Handlung gedeutet wird. Anstelle eines individuellen Wesenskerns wäre man besser beraten, mit dem Physiologen Albrecht von Haller von einer prinzipiellen »Reizbarkeit« und Responsivität des Lebendigen auszugehen.

Das Antizipationsbild, das Wahrnehmungsbild und das Symbolbild

Auch in anderer Hinsicht weicht Simondon erheblich vom intellektuellen Mainstream ab. Im Gegensatz zu einer jahrhundertealten, seit Thomas Hobbes bestehenden Tradition, der in den Imaginationen lediglich verkümmerte Wahrnehmungen (*decayed sense*) vermutete, ist das Imaginationsbild für Simondon der Wahrnehmung gegenüber nicht nur gleichursprünglich, sondern liegt deren Vermögen sogar logisch und chronologisch voraus. Doch mit dem Antizipationsbild ist nur eine Stufe der Bildlichkeit benannt. Innerhalb des Lebens des Organismus kommt den Bildern, neben einer *antizipierenden*, ferner eine *strukturierende* sowie eine *systematisierende* Funktion zu, denen jeweils ein eigener Teil der Vorlesung vorbehalten ist:

Erster Teil: Infra-perzeptive Ebene.

Das vorlaufende Bild (Antizipation)

Zweiter Teil: Intra-perzeptive Ebene.

Das strukturierende Bild (Wahrnehmung)

Dritter Teil: Trans-perzeptive Ebene.

Das systematisierende Bild (Symbol)

Während das antizipierende Bild vor der Wahrnehmung liegt, begleitet das *intra-perzeptive Bild* sämtliche Wahrnehmungsvorgänge und *strukturiert* diese zu sinnvollen Ganzheiten. »Das Bild ist zunächst einmal das prägnante Detail, das um sich herum das gesamte Wahrnehmungsbild ordnet«. ⁴ Schon allein dadurch, dass er überhaupt von

einer gegenseitigen Durchdringung von perzeptiven und imaginativen Dimensionen ausgeht, grenzt sich Simondon markant von der damals nach wie vor einflussreichsten Theorie des Bildlichen, nämlich derjenigen von Jean-Paul Sartre, ab. Dessen Theorie des Imaginären⁵ folgt einem Gedanken Prousts, demzufolge es ein »absolutes Gesetz sei, dass man sich nur das vorstellen kann, was abwesend ist.«⁶ Die imaginative Vorstellungskraft werde, so Sartre, erst dort bemüht, wo nichts mehr wahrgenommen werden kann. Ganz anders Maurice Merleau-Ponty, der von einer permanenten Verschränkung des Perzeptiven und des Bildlichen ausgeht, und ebenso Simondon (dessen ILFI im Übrigen dem 1961 frühzeitig verstorbenen Merleau-Ponty gewidmet ist). Konstanzphänomene, Kontrastwirkungen, Gestaltwahrnehmungen sind immer auch figürlicher und bildlicher Art, ebenso wie emotionale Einfärbungen (lustvolle Besetzungen von Gegenständen) oder Affektzustände (Anziehungen und Abneigungen) maßgeblich durch entsprechende Vorstellungen gelenkt werden. Sie sind nachvollziehbar, weil innerhalb des Wahrnehmungskontinuums immer schon Bilder am Werk sind. Während Sartre Bildlichkeit dadurch ontologisch rehabilitiert, als er neben der Wahrnehmungswelt eine parallele Welt des Imaginären errichtet, verteidigt Simondon die Autonomie des Bildlichen dadurch, dass er innerhalb realweltlicher Verstrickungen von der konstruktiven Kraft der Bilder ausgeht, die keinesfalls nur als Prothesen einer stets beschränkten Wahrnehmung agieren. Mit Verweis auf Jean Piagets Studien zur frühkindlichen Spielform erinnert er daran, dass in den Bildern eine »Konstruktivität statt[findet], die dazu führt, dass Bilder nicht bloße Wahrnehmungsverlängerungen darstellen« (S. 204).

Darüber hinaus leisten Bilder einen entscheidenden kognitiven Beitrag, insbesondere durch ihre integrierende Funktion (im Gegensatz zur analytischen Kraft des Diskurses). Ein einziger geschulter Blick reicht dem Hirten, um festzustellen, dass ein oder zwei Tiere in der Herde fehlen (S. 134). In diesem Beispiel ist das Bild fraglos informativ, es ist mit Bedeutung gesättigt, und doch könnte der Hirte es nicht benutzen, um die Tiere der Herde zu zählen. Simondon bringt diesen Fall mit einem Beispiel von Sartre in Verbindung: Wenn mich jemand bittet, das Pariser Panthéon zu beschreiben, rufe ich mir

das Gebäude im Geiste in Erinnerung und wäre zwar imstande, die Gestalt der Kuppel zu beschreiben, jedoch nicht dazu, die genaue Anzahl der Säulen in der Laterne anzugeben. Worin Sartre eine Bestätigung der »wesentlichen Armut« des Bildes vermutet,⁷ sieht Simondon eher eine Veranschaulichung einer ikonischen Sättigung, die sich nicht in ihre Elemente zerlegen lässt. Im Falle des von Simondon angeführten quasi gestalttheoretischen Beispiels des Hirten geht es um eine figürliche Einsicht, die sich nicht aus der numerischen Summe ihrer Teile ergibt, sondern eine ganz andere, nämlich visuelle Prägnanz besitzt. Nicht zuletzt hieran zeigt sich, dass das Bild keineswegs die Wahrnehmungswirklichkeit mimetisch verdoppelt: »[W]as dabei deutlich wird, ist die Nicht-Übereinstimmung zwischen dem Bild und den Wahrnehmungsdaten, kurzum, es gibt keine vom Bild unabhängige Vorstellung als abzählbare und handhabbare Wirklichkeit.« (S. 134)

Es gibt eine schöpferische Imagination, die das Gesehene neu und anders verarbeitet und damit auch aufzeigt, dass die Dinge anders liegen könnten. Hierzu gehören laut Simondon etwa die Traumbilder, die Vergangenes mit Zukünftigem verbinden und Begehrensstrukturen offenlegen, die in der Erfahrung am Werk sind. Die Einbildungskraft ist hierbei – anders als es die Romantik gerne hätte – kein Alleinstellungsmerkmal des Menschen, sondern, wie schon vormoderne Naturphilosophen behaupteten, auch bei bestimmten Tieren vertreten. Der imaginative Spielraum verweist dabei mal auf einen Zugewinn an Freiheit, etwa wenn Biber durch den Bau von Staudämmen ihr Milieu auf ingeniose Art verändern, mal aber auch ganz prosaisch auf unwillkürliche Traumbilder: Schon Lukrez berichtet in diesem Sinne von schlafenden und träumenden Hunden, die ab und an von plötzlichen Muskelregungen erfasst werden.⁸

Schließlich löst sich das Bild auch von der Wahrnehmungsebene, und zwar jedes Mal dann, wenn es dazu dient, ein Wissen zu festigen, es zu entkontextualisieren und mitteilbar werden zu lassen. Diesen *trans-perzeptiven Bildern* kommt dann eine *systematisierende* Funktion zu. Simondon befasst sich im dritten Teil der Vorlesung ausgiebig mit Erinnerungsbildern, mit typologischen und stereotypen Bildern, mit Mustern, Modellen, Metaphern und visuellen Zeichen,

die er allesamt der Ordnung des Symbolischen zurechnet. Symbole seien demnach als Bilder zu verstehen, die sich einer Verallgemeinerungs- und Abstraktionsleistung gegenüber der Erfahrung verdanken und in einem Sinnkollektiv gemeinschaftlich verankert sind. Anders als in der antiken Vorstellung, bei der das *Symbolon* lediglich eine ursprüngliche Einheit zweier auseinandergebrochener Hälften wiederherstellt, kommt dem simondonschen Symbol die Aufgabe zu, Unvereinbares füreinander kompatibel werden zu lassen: Was unterschiedlichen Ebenen angehört und bislang nicht zusammengedacht oder -gesehen werden konnte, findet nun über eine symbolische Vermittlung zu einem gemeinsamen Idiom (S. 195 f.).

Der Eigensinn der symbolischen Bilder – von Simondon mitunter auch als »Nach-Bilder« charakterisiert – verweist auf Positionen, die denjenigen des Strukturalismus durchaus verwandt sind und sich von empiristischen Ansätzen abgrenzen. Denn ein erfahrungsbasierter Ansatz greift Simondon zufolge unweigerlich zu kurz, wenn es darum geht, das Eigenleben der Bilder zu erfassen: »Das Bild setzt früher an als die beschränkten Empirismen und reicht über diese hinaus«. (S. 198) Wenn der Vorgang der Systematisierung abgeschlossen ist und sich eine Reihe von Bildern zu kodifizierten Symbolen verfestigt hat, ist eine neue Stufe erreicht: Es entsteht ein symbolisches Imaginäres, und das generische Bild wird allgemein verbindlich für eine Gruppe, eine Gesellschaft oder eine Epoche. Aus dem Nach-Bild wird so wiederum ein Vor-Bild, das für ein Kollektiv normative Geltung entfaltet. Paradoxerweise ist jedoch die elaborierteste Ausgestaltung des systematisierten Bildes auch mit dessen verletzlichstem Zustand identisch. Wenn nämlich die anfängliche Prägekraft vergessen geht und die Vorbilder zu Verhaltensmustern werden, deren Sinn nicht mehr nachvollziehbar ist, bricht die Ordnung auf und lässt neue, unvermutete Gestaltungen zum Vorschein kommen. Ausgehend von einem übersättigten Feld standardisierter Bedeutungen ist damit der Moment der Invention gekommen: Plötzlich beginnt eine Gruppe von Akteuren, Dinge anders zu tun. Möglich wird das Anderstun freilich erst dann, wenn den Akteuren einsichtig ist, dass es auch anders geht. Die Ideengeschichte und die zahlreichen Anekdoten über die Zufallsentdeckungen maßgeblich neuer wissenschaftlicher wie äs-

thetischer Paradigmen belegt, dass es oft externe Auslöser, materielle Veranlassungen und unwillkürliche Bilder waren, die den Umbruch bewirkten. Auf diese Weise kehrt der Bildzyklus gemäß Simondon an seinen Anfang zurück.

Tatsächlich handelt es sich bei den drei hier analytisch getrennten Bildtypen (Antizipationsbild, Wahrnehmungsbild und Symbolbild) keineswegs um drei ontologisch getrennte Gattungen, sondern vielmehr um sukzessive Stufen, die ein bestimmtes Seiendes – das Bild – im Laufe seines Werdegangs durchläuft. In einer Bildtheorie, die mit originellen Denkanstößen nicht geizt, dürfte dieser Aspekt der radikalste sein, und er sorgt bis heute für anhaltende Diskussionen.

Vom Leben der Bilder

Simondons Ontologie – so viel dürfte mittlerweile deutlich geworden sein – ist keine Substanz-, sondern vielmehr eine Prozessontologie. Die Individuierungsdynamiken, die er für die anorganische wie für die organische Natur, für die technische wie für die soziale Welt umreißt, betonen das Werden mehr als das Sein. In seinem Werk also nach einer kategorialen Definition des Lebewesens, des Menschen, der Maschine oder des Bildes zu suchen, wäre vergebliche Mühe: Nicht in Gattungsunterschieden denkt Simondon, sondern in Phasen. Von den unterschiedlichen Aggregatzuständen in geologischen Kristallisationsprozessen über die Stadien in der Herausbildung der Lebewesen bis hin zu den Entwicklungsstufen in der Technikgeschichte – in Simondons Œuvre gehorcht alles einem Phasenmodell. Und das gilt eben auch für seine Bildtheorie, denn schenkt man der Argumentation in *Imagination und Invention* Glauben, so durchlaufen Bilder die drei zuvor beschriebenen Phasen, an die als vierte die Invention mit ihren Suchbewegungen anschließt, woraufhin der Kreislauf wieder von vorn beginnt. Simondon spricht von einem einzigen Entstehungsprozess, der in seinem Ablauf vergleichbar sei »mit anderen Entstehungsprozessen, die in der Welt des Lebendigen auftreten – nämlich Phylogenese und Ontogenese«. (S. 30) Somit legt Simondon keine Semiotik des Bildes vor, keine Phänomenologie,

ja nicht einmal eine Psychologie des Bildes, sondern vielmehr die Grundlagen für eine neue Theorie der Entstehung: für eine Theorie der Ikonogenese. Zwar ist das Bild »im Subjekt beheimatet«, es gehorcht allerdings seinem medialen Wirt nur in bedingtem Maße, da es sich »dort relativ unabhängig von der vereinheitlichten und bewussten geistigen Aktivität entfaltet«. (S. 38)

Statt die Bildproduktion als Verlängerungen der menschlichen Psyche zu begreifen, muss nun, vermittelt Simondons Perspektivenwechsel, das menschliche Subjekt als »assoziertes Milieu« für den »Quasi-Organismus« des Bildes (S. 38) erhalten. Das Bild führt ein Eigenleben, das überhaupt nur sehr partiell für den medialen Wirt einsehbar ist und mit der Metapher des wuchernden Myzels veranschaulicht wird:

Die bewusste Seite der Bildtätigkeit wird von einem Unterbau getragen, der sie zuvor in Gang setzte, ähnlich wie der sichtbare Teil des Pilzes auf dem Myzel aufrucht, das kontinuierlicher, grundsätzlicher und allgemeiner ist, denn es gibt schließlich Pilze, die den sichtbaren, oberirdischen Teil gar nicht erst herausbilden, sie wuchern schlicht und ergreifend, und ihrer Wirkung auf die Umgebung tut dies keinen Abbruch. (S. 31)

In diesem Punkt zeigt sich Simondon stark von Bergsons Bildtheorie beeinflusst, in dessen *Materie und Gedächtnis* der Grundgedanke ausbuchstabiert wird, dass das Bild eine vom Betrachter unabhängige Existenz führt und folglich »sein kann, ohne *wahrgenommen zu sein*«. ⁹

Die relative Eigenständigkeit der Bilder, die (wie schon bei Bergson) durchaus Anleihen beim antiken Atomismus eines Demokrit oder Lukrez nimmt, und deren Vorstellung einer Natur, in der unzählige Simulakren herumschwirren, setzt insofern früher an als bei einer Vermögenslehre der Imagination, reicht aber zugleich auch darüber hinaus. Bildlichkeit verweist Simondon zufolge immer auf eine gewisse Äußerlichkeit, und die Forschungen zum Biomimetismus verdeutlichen, dass selbst im funktionalen Darwinismus ein Überschuss liegt: In den sogenannten *Phaneren*, den Hautanhängseln wie »Haare[n], Federn, Hornbildungen und Drüsen« (S. 208 f.),

macht sich ein überbordendes Ausdrucksgeschehen bemerkbar, das auf eine verselbstständigte Symbolfunktion visueller Formen hindeutet. Hierbei fällt auf, dass dasjenige, was viele andere Bildanthropologien als den entscheidenden letzten Schritt in der Bildentstehung beschreiben – nämlich die Materialisierung und Konkretisierung als Bildartefakt – für Simondon streng genommen als Auflösung des Bildes gedeutet wird: Wenn sich die Bilder ganz vom Subjekt lösen und zu »Bild-Objekten« werden, beginnt eine neue Ontogenese, wobei die Dingwerdung einer Entbildlichung gleichkommt. Das Leben der Bilder endet so, wie es begonnen hat. Nachdem er das unveränderliche Form-Materie-Schema aristotelischer Prägung zurückgewiesen hat (den sogenannten Hylemorphismus), geht Simondon hier mit teleologischen Fortschrittsmodellen ins Gericht, die Entwicklungsprozesse stets nur linear – und damit letztlich funktional – denken. Das zyklische Phasenmodell dient dazu, Individuierungsprozesse anders und damit nicht immer nur von ihrem vermeintlich avancierten Zustand her rückwärts herzuleiten. Freilich setzt sich Simondon damit auch wieder anderen Vorbehalten aus: Der 2020 verstorbene französische Philosoph Bernard Stiegler etwa betonte zwar, wie viel seine allgemeine Organologie simondonschen Impulsen verpflichtet ist, bemerkte aber kritisch, es sei unklar, ob die Theorie der Bildphasen eine ewige Wiederkehr des Gleichen verspreche oder ob die Zyklen doch auch als sich fortschreibende zeitlich-historische Spiralen veranschlagt werden könnten.¹⁰

An einer Stelle der Vorlesung scheint Simondon allerdings noch eine dritte Form der Zeitlichkeit im Blick gehabt zu haben. Er spricht von einem *neotenischen* Zustand der Bilder (S. 43) und spielt hier auf eine Kategorie aus der Zoologie an, welche dazu dient, bestimmte Arten wie den Axolotl-Molch zu charakterisieren, die im Laufe ihrer Entwicklung zwar den Zustand der Geschlechtsreife erreichen, aber ansonsten alle Merkmale des Larvenzustands beibehalten – die Reifeprozesse sind angehalten, die Metamorphose steht still. Ähnliches gelte für den Bildzyklus, wenn sich die Bilder »über die Tauschvorgänge und die Aktivität von Gruppen vermehren, verbreiten und reproduzieren«. (S. 43) Die Bilder blieben dann gleichsam noch in Kinderschuhen stecken, unverändert, wenngleich ihre Lebendigkeit